Eine Kerze für jeden verstorbenen Gast

Die Gassenküche ist bisher von Corona verschont geblieben. Die Gäste machen trotzdem eine harte Zeit durch.

Melissa Müller

Die Einsamkeit macht Menschen auf der Gasse zu schaffen. In der Gassenküche finden sie Gesellschaft und eine warme Mahlzeit. Bilder: Mareycke Frehner

Es duftet nach gebratenen Zwiebeln, es scheppern die Teller, es wird gelacht, diskutiert und gezankt. Die Gassenküche hat weiterhin offen. Es gibt Hackbraten mit Zucchini und Nudeln an Rahmsauce. Manchmal spähen Passanten in die Fenster an der Linsebühlstrasse 82 und fragten sich: Warum dürfen die offen haben und alle anderen Restaurants nicht? «Die Gassenküche ist kein Restaurant, sondern eine soziale Anlaufstelle, in der Mahlzeiten gereicht werden», sagt Regine Rust, die Geschäftsleiterin der Stiftung Suchthilfe. Der Winter sei lang und kalt: «Unsere Klienten brauchen einen Ort, um sich aufzuwärmen.» Zu gross sei das gesundheitliche Risiko, bei Kälte draussen zu sein. Die wenigsten sind so zäh wie der stadtbekannte Bruno, der selbst im Winter freiwillig draussen übernachtet in einem Zelt, an einem geheimen Ort.

In der Gassenküche sind die Coronaregeln streng: Es hat nur noch achtzehn Plätze. In der Regel sind zehn Personen im Raum. Sie essen zeitlich versetzt und müssen am Platz bleiben. Die Hygienemaske darf nur abgezogen werden, wenn man isst oder trinkt. «Es geht bei uns strenger zu und her als in den SBB-Zügen und in jedem Hotel», sagt Regine Rust und fügt hinzu: «Wir hatten noch keinen Coronafall.»

Seine Frau ging fremd, er rutschte in die Obdachlosigkeit

Wie viele Obdachlose gibt es in St. Gallen? «Offiziell keine», sagt Thomas (Name geändert), der selbst eine Zeitlang ohne Dach über dem Kopf gelebt hat. Der schmächtige 38-Jährige war in einem früheren Leben Bäcker und Konditor. Im Ausgang traf er eine Frau, «die mir gepasst hat». Sie heirateten, wollten Kinder. Er arbeitete in der Nacht, sie am Tag. Nach einem halben Jahr entdeckte Thomas, dass sie fremd ging. «Ich packte den Rucksack mit dem Nötigsten, legte den Schlüssel auf den Tisch und ging.»

Zunächst wohnte er bei Freunden, von Sofa zu Sofa. Schleichend rutschte er in die Obdachlosigkeit ab. «Am Anfang wollte ich keine Hilfe annehmen. Ich schämte mich, aufs Sozialamt zu gehen.» Bei der Notschlafstelle Ufo erhielt Thomas ein kleines Zimmer in einem Block. Toilette, Dusche und Kühlschrank musste er sich mit anderen teilen, die ihm oft sein Essen klauten.

Die Fachstelle für aufsuchende Sozialarbeit, die ebenfalls zur Stiftung Suchthilfe gehört, half Thomas, wieder auf die Beine zu kommen. «Heute habe ich eine Eineinhalbzimmerwohnung, mit eigenem WC und Dusche», sagt er und strahlt. Abends schaut er Quizshows und löst Sudokus.

Thomas sagt, er habe gelernt, um Hilfe zu fragen. «Wenn du fragst, bekommst du sogar gratis Kleider», sagt er und schaut auf seine glänzenden Schuhspitzen. «Wenn du kein Geld fürs Essen hast, kannst du in der Küche der Gassenküche helfen, und sie geben dir etwas.» Dass die Läden, Bars und Clubs zuhaben, mache ihm nichts aus, da er sich gewohnt sei, mit einem schmalen Budget auszukommen. «Ich hätte gern mehr Geld, eine grössere Wohnung, einen volleren Kühlschrank, ich hätte gern wieder ein Auto», sagt Thomas. «Aber du musst zufrieden sein mit dem, was du hast. In jeder Situation.»

Thomas, der oft schon morgens mit dem Biertrinken beginnt, besucht die Gassenküche fast jeden Tag. «Es ist wie eine Familie.» Mit seinen Eltern und seiner Schwester hat er hingegen seit Jahren keinen Kontakt. «Weil ich mich immer noch schäme für meine Situation. Inzwischen bin ich Onkel eines fünfjährigen Mädchens, das ich noch nie gesehen habe. Das tut weh.»

Stammgast Markus Koller. Bild: Benjamin Manser (1. Februar 2021)

Geschäftsführerin Regine Rust arbeitet schon seit Jahren im Suchtbereich. «Es tut mir immer wieder weh, dass Menschen sich für ihre Sucht schämen. Denn Sucht ist eine psychische Krankheit, die nicht selbstverschuldet ist», sagt die Fachfrau.

Wenn jemand nicht mehr auftaucht

Wenn Thomas ein paar Tage nicht in die Gassenküche kommt, schickt ihm das Team eine SMS und fragt nach, wie es ihm geht. Das machen sie auch bei allen anderen, die das wünschen. «Denn wer weiss, vielleicht ist einer im Gefängnis, auf Entzug oder schon seit ein paar Tagen tot im Bett. Alles schon erlebt», sagt Thomas.

Regine Rust ergänzt: Wenn jemand nicht antworte, schauen sie bei den Klienten vorbei. Lieber einmal zu viel: «Ob wir eine halbe Stunde früher oder später anklopfen, kann entscheidend sein.» Sie habe schon dramatische Situationen erlebt. «Die meisten mit gutem Ausgang, aber leider nicht immer.» Seit dem Sommer seien vier Gäste gestorben, weil jede Hilfe zu spät kam. «Es war ein hartes Jahr.» Das Team stellt jeweils ein Foto der verstorbenen Person und eine Kerze auf. «Wenn sich Todesfälle häufen, nimmt uns das alle sehr mit und macht Angst vor dem Tod.» Auch das triste Wetter und die ungewisse Situation, die Spannung und der Druck schlagen auf die Stimmung. «Es wird Alkohol in hohem Mass konsumiert. Und auch der Konsum von harten Drogen ist zurzeit hoch.»

Freude am Putzen

Die Chefin schwärmt aber auch von Überlebenskünstlern wie Stammgast Markus Koller, der 22 Jahre lang Buschauffeur war, bis er an Depressionen erkrankte. Ein tannengrüner Pullover spannt sich um seinen Bauch. «Ich vermisse das öffentliche Leben gar nicht. Als ich jung war, war ich viel unterwegs. Jetzt bin ich 57, ich habe mich ausgelebt», sagt der gepflegte Herr, der langsam und bedächtig spricht.

Als die Gassenküche im ersten Lockdown im Frühling geschlossen war, vermisste Koller sein Putzämtli. «Wenn ich hier das WC, die Fenster und die Eingangstüre putze, gibt mir das eine Befriedigung. Ich sehe ein Ergebnis.» Er würde gern mehr anpacken. «Aber sobald ich eine halbe Stunde putze, bin ich fix und fertig. Dann schwitze ich wie verrückt.» Das hänge mit den starken Medikamenten zusammen.

Nachts konnte er nicht schlafen, tagsüber fuhr er Bus

Als Markus Koller noch als Buschauffeur durch St. Gallen kurvte, litt er unter Stress und den unregelmässigen Schichten. Nachts konnte er nicht mehr schlafen, tagsüber nickte er fast am Steuer ein. Was er bewältigen musste, überstieg seine Ressourcen. Er hatte keine Kraft mehr, machte aber weiter und betrieb Raubbau am Körper. Irgendwann war sein Akku leer. «Ich war nur noch erschöpft, verspürte keine Lebenslust mehr. Ich war todtraurig, hätte mich am liebsten den ganzen Tag im Bett verkrochen.» So ein schlechtes Gefühl wünsche er niemandem.

Markus Koller wohnt mit seiner Frau, die ebenfalls psychische Probleme hat, und den Katzen Gini und Pascheli im Krontal. Pascheli sei schon 23 Jahre alt. «Ich bin seit 20 Jahren verheiratet, das klappt sehr gut», erzählt Koller. «Wir bekommen das Geld wochenweise von unserer Beiständin. Wir rauchen recht viel, aber bis jetzt hat es immer gereicht.» Mit der IV liege ein Auto nicht mehr drin, dafür hat er einen Töff. Damit fährt das Paar im Sommer oft in die Badi Hörnlibuck in Staad. «Es ist schön dort, man zahlt keinen Eintritt. Es hat einen Kiosk, neue WC-Anlagen, und der Rasen ist gepflegt», sagt der gebürtige Thaler.

Ende Monat bekommt das Ehepaar jeweils ein bisschen mehr Geld, «damit es drin liegt, dass wir einen Ausflug machen können mit dem Zug». Aber lange fahren sie nie weg, «wegen unserer Katzen. Die vermissen uns, und wir vermissen sie».

Socken und Sorgen

Schweizweit bleiben alle Gassenküchen geöffnet. Für manche Gäste ist die soziale Anlaufstelle in St. Gallen, die durch Spenden finanziert wird, der einzige Ort, um Sorgen und Nöte zu teilen. Der eine kommt frisch aus der Haft, der andere hat Ärger mit dem Vermieter oder mit den Finanzen. Da bieten die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter Unterstützung. «Wenn es hart auf hart kommt, wissen unsere Klientinnen und Klienten: Hier wird mir geholfen. Ich bin nicht allein», sagt **Regine Rust**, die Geschäftsführerin der Stiftung Suchhilfe. Auch Wollsocken und Mützen werden verschenkt. «Wir haben tolle Unterstützerinnen, die für uns stricken», sagt Rust. Das Team hat zudem eine Kleiderkammer, um die Leute mit warmen Sachen auszustatten. *(mem)*